

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50

Inhalt

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN

SCHRIFTLEITUNG: HOHENZOLLERNDAMM 55
FERD·JAK·SCHMIDT BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 11 — Mai 1919 — Heft 3

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50.

DER BÜRGER ZWEIER WELTEN
ZUM 150. GEBURTSTAGE ALEXANDER V. HUMBOLDTS (14. SEPTEMBER)

Von Dr. R. Salinger

Wer den geschichtlichen Entwicklungsgang der Menschheit nachdenkend überschaut, der wird, so ablehnend er auch sonst allen Versuchen geschichtsphilosophischer Konstruktion gegenüberstehen mag, sich doch schwer dem Eindruck entziehen können, daß es eine Reihe von Persönlichkeiten gibt, die man sich aus der Geschichte des menschlichen Geistes nicht hinwegdenken kann, ohne diese eines wesentlichen und wertvollen Teils ihres Inhaltes zu berauben. Die Zusammensetzung dieser Notabeln-Liste wird nach Art und Geistesrichtung des Betrachters verschieden ausfallen; Einstimmigkeit wird vielleicht nur über einige wenige der allergrößten Namen herrschen. Uns hat es immer scheinen wollen, daß in die Ehrenreihe dieser ganz Großen auch Alexander von Humboldt gehöre. Man kann seinen Namen nicht hinwegnehmen aus der Geschichte des deutschen Geisteslebens; er ist mit der glänzendsten Epoche unserer Literatur und Geisteskultur ebenso unauflöslich verknüpft wie der eines Kant und Lessing, eines Schiller und Goethe. Mit dem letztgenannten dieser Heroen, der ihm in bezug auf Wesensart und Allseitigkeit der geistigen Interessen am verwandtesten ist, teilt er auch das Glück, daß es ihm vergönnt war, bis über das Patriarchenalter hinaus, leiblich und seelisch frisch, zu wirken und zu schaffen und sein Leben zu einem harmonischen Abschluß zu bringen.

Wenn viele ausgezeichnete Männer zu allen Zeiten sich aus dürftigen und beschränkten Verhältnissen zu ihrer späteren Höhe emporgearbeitet haben, so gehörten Wilhelm und Alexander v. Humboldt — auch hier drängt sich der Vergleich mit

Goethe auf — zu der verhältnismäßig nicht großen Zahl derer, denen das Schicksal zu der Fülle glänzender Geistesgaben auch reiche äußere Glücksgüter in die Wiege gelegt hatte, aber auch zu der noch weit kleineren Zahl solcher, die den Gefahren und Versuchungen und der erschlaffenden Wirkung, die in solchen begünstigenden Bedingungen liegen, siegreich zu widerstehen, von diesen den edelsten Gebrauch für die Zwecke ihrer Ausbildung und zur Förderung ihrer geistigen Lebensziele zu machen wissen. Alexander v. Humboldt entstammte einer ursprünglich in Pommern und der Neumark ansässigen, erst im 18. Jahrhundert geadelten Familie. Sein Vater, Major und Kammerherr unter Friedrich dem Großen, bei dem er in hoher Gunst stand, starb 1779; die Mutter, eine geborene v. Colomb, war, wie es so oft bei bedeutenden Männern der Fall ist, eine nicht alltägliche Frau, der wenigstens ihr jüngerer Sohn Zeit seines Lebens eine aufrichtige Pietät bewahrt hat. Doch scheint sie ihren Söhnen, denen sie eine vortreffliche Erziehung zuteil werden ließ, ihr Herz nie recht erschlossen zu haben, ihnen gemütlich nie sehr nahe getreten zu sein. Alexander v. Humboldt war ein stilles, in sich gekehrtes Kind, das sich langsam, aber stetig entwickelte. Eine eigentümliche Körperschwäche, die sich später ganz verlor, begleitete ihn bis in das Jünglingsalter hinein; sie hielt ihn von den natürlichen Lebensgenüssen der Jugend und den geselligen Vergnügungen fern, denen sein kräftigerer Bruder sich zur selben Zeit mit Behagen hingab. Beide Brüder haben nie eine öffentliche Schule besucht, was ihre geistige Entwicklung offenbar aufs günstigste beeinflußt hat. Als erster Lehrer gewann Joachim Heinrich Campe, der treffliche Pädagoge und Jugendschriftsteller, der Bearbeiter des „Robinson“ und der „Entdeckung Amerikas“, Einfluß auf die Seele des Knaben. Es ist bemerkenswert, wie die beiden Richtungen, die sich in dem Naturell dieses Mannes vereinigten, die Neigung für Sprachforschung und der Drang nach Naturerkenntnis, verbunden mit dem Interesse für unbekannte Länder, von den zwei Brüdern getrennt nach der Verschiedenheit ihrer Individualität aufgenommen wurden und auf ihre spätere Geistesentwicklung bestimmend einwirkten. Nach verhältnismäßig kurzer Lehrtätigkeit wurde Campe durch den grundgescheiten und vielseitigen Christian Kunth abgelöst, den späteren Staatsrat und Akademiker, mit dem beide Brüder auch fernerhin stets in freundschaftlicher Verbindung blieben. Im 17. Lebensjahre bezog Alexander, aufs gründlichste vorbereitet, die Universität, zuerst Frankfurt a. d. Oder, dann Göttingen, wo Heyne, Eichhorn, Blumenbach für seine weitere Entwicklung bedeutsam wurden. Hier knüpfte sich auch der folgenreiche Freundschaftsbund mit Georg Forster, in dessen Gesellschaft er 1790 seine erste wissenschaftliche Reise an den Rhein, durch Holland und England machte.

Daß das Verlangen, fremde Länder zu sehen, zuerst durch Campe in ihm angeregt, später durch den freundschaftlichen Umgang mit Georg Forster genährt und befestigt wurde, scheint unzweifelhaft. Aber wie so oft bei sinnigen und feiner organisierten Naturen, haben auch hier unscheinbare, aber fest haftende Jugendeindrücke gegenständlicher Art in merkwürdiger Weise mitgespielt. In seiner berühmten und unvergleichlichen Schilderung der geschichtlichen Entwicklung des Naturgefühls im zweiten Bande des „Kosmos“, die zu den Perlen unserer wissenschaftlichen Literatur gehört, erzählt Humboldt, wie der Anblick eines — manchem älteren Berliner gewiß noch erinnerlichen — Drachenbaumes im alten Botanischen Garten in Berlin schon früh eine unwiderstehliche Sehnsucht nach fernen Ländern

in ihm erweckt habe. Nunmehr, nach Erledigung seiner Studien und einer mehrjährigen praktischen Tätigkeit im Bergfache, konnte er, äußerlich und innerlich aufs beste vorbereitet, an die Verwirklichung dieser Jugendträume herantreten. Doch vergingen noch Jahre, bis er zur Ausführung seiner Reisepläne kam, über deren Ziel er sich anfänglich keineswegs im klaren war. Es ist bekannt, daß verschiedene Expeditionen, denen Humboldt sich anzuschließen im Begriff stand, nach der Südsee, nach Algerien, Nordafrika, Ägypten, Arabien u. a. im letzten Augenblick an technischen Schwierigkeiten oder an der Ungunst der politischen Verhältnisse scheiterten. Endlich sollte er, ein zweiter Kolumbus, in Spanien die Mittel und Wege finden, um seine langgehegten Hoffnungen zu verwirklichen. Am 5. Juni 1799 schiffte er sich mit seinem in Paris gewonnenen Freunde und von da ab vieljährigen treuen Begleiter, dem Botaniker Aimé Bonpland, im Hafen von Coruña ein, um, mit Freipässen und Geleitbriefen der spanischen Regierung, wie sie nie zuvor einem Fremden erteilt worden waren, versehen, die spanischen Kolonien Amerikas, zunächst Mexiko, zu bereisen. Nach dem berühmten Besuch der Kanarischen Inseln liefen die Reisenden die mexikanische Küste an, wurden aber durch ein auf dem Schiffe ausgebrochenes Fieber an der Landung verhindert. So wurde Humboldt — wider seinen Willen, aber zum Glück für die Wissenschaft — genötigt, seinen Weg nach den Tropenländern Südamerikas, zuerst nach Venezuela, zu lenken. Nach erfolgreichsten Forschungen dort wandten sie sich nach Kuba, wurden aber von hier durch eine irrige Zeitungsnachricht zur nochmaligen Rückkehr nach Südamerika und Fortsetzung der Reise nach Chile und Peru, in die Kordilleren und zum Chimborasso bestimmt. Erst von dort gelangte Humboldt nach Mexiko, um auch hier durch bedeutende und für Geographie und Statistik folgenreiche Untersuchungen seinen Namen zu verewigen.

Humboldts amerikanische Reise machte Epoche in der Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen. Wie sie für ihn selbst die Quelle wurde, aus der er sein übriges Leben hindurch einen nie versiegenden Reichtum von Tatsachen und Ideen schöpfte, so hat sie auch der Wissenschaft unschätzbaren Gewinn gebracht. Für die verschiedensten, zum Teil weit auseinanderliegenden Wissensgebiete, für Erd- und Himmelskunde, für Kunst- und Altertumsforschung, für Menschen- und Völkerkunde haben Humboldts Forschungen bahnbrechend gewirkt, vor allem natürlich für die Kenntnis der von ihm bereisten Länder selbst. Nicht mit Unrecht hat man ihn den Wiederentdecker Amerikas genannt; denn von der Zeit der spanischen Eroberer bis auf ihn war Amerika — wenigstens Mittel- und Süd-Amerika — das Land der Wunder und Fabeln geblieben. Sein „Essai politique sur le Royaume de Nouvelle Espagne" ist für die geographisch-statistische und vor allem für die geognostisch-mineralogische Erforschung dieses Landes grundlegend geblieben; durch ihn und seine eindringenden Studien ist Mexiko eigentlich erst der übrigen Welt bekannt geworden. Auch hat er seinem Glauben an die Zukunft des Landes, für das er eine merkwürdige Vorliebe hegte, und an die Regenerationskraft seiner Bewohner wiederholt in prophetischen Worten Ausdruck gegeben. Das mexikanische Volk ist für diese Sympathien des großen Gelehrten nicht undankbar geblieben, es ernannte ihn 1827 zugleich mit Bonpland zum Ehrenbürger und hat ihm bis auf den heutigen Tag ein verehrungsvolles Andenken bewahrt. Am 14. September 1910, seinem Geburtstage, wurde ihm in der Stadt Mexiko unter prunk-

vollen Feierlichkeiten ein Denkmal errichtet. Schon aus viel früherer Zeit bewahrt die Aula der dortigen Bergingenieurschule (Colegio de mineria) das Bild des großen Forschers, das ihn als Mann von 34 Jahren darstellt und zum Gedächtnis seines Besuches in jener 1792 gegründeten und noch heute unverändert fortbestehenden Akademie gestiftet worden ist. Die Porträtähnlichkeit des Bildes, das dem Schöpfer der Statue wahrscheinlich als Modell gedient hat, wurde von Personen, die den berühmten Gelehrten in seiner letzten Lebenszeit gekannt haben, trotz des Unterschieds der Jahre als eine überraschend große bezeichnet.

Als Humboldt am 9. Juli 1804 in Veracruz den amerikanischen Kontinent verließ, durfte er das Bewußtsein mit hinwegnehmen, sich einen Platz unter den größten wissenschaftlichen Reisenden aller Zeiten errungen zu haben — ein Ruhm, der ihm nie mehr streitig gemacht werden kann, und der auch durch seine ein Vierteljahrhundert später mit Ehrenberg und Gustav Rose unternommene zweite große Reise nach dem Ural und Zentralasien höchstens befestigt, nicht mehr erhöht werden konnte. Nach seiner Rückkehr aus Amerika nahm Humboldt seinen Wohnsitz in Paris, wo er nunmehr über zwanzig Jahre lang, im engsten Verkehr mit den wissenschaftlichen Größen des damaligen Frankreich, mit Cuvier, Gay-Lussac, Thénard, Laplace, Biot, später namentlich mit dem ihm persönlich am nächsten stehenden Eman. Arago, mit der Ordnung und Verwertung seiner großartigen Sammlungen und mit der Abfassung seines amerikanischen Reisewerkes beschäftigt blieb. Die große Ausgabe dieses Monumentalwerkes, eines der imposantesten Denkmäler der geographischen Literatur, umfaßt mit Atlanten und Kupfern nicht weniger als 30 Bände größten Folioformats; trotzdem ist das Werk unvollendet. Der beschreibende Text aber, der auch in einer besonderen Ausgabe erschien, darf den fesselndsten und interessantesten Reiseschilderungen alter und neuer Zeit beigezählt werden. Humboldt, der sich des Französischen — und ebenso des Englischen und Spanischen — im mündlichen und schriftlichen Gebrauch mit derselben Freiheit und Leichtigkeit bediente wie seiner Muttersprache, zeigt sich hier wie sonst als Meister einer edel-populären Darstellung. Im Anschluß daran widmete er sich ebenso umfassenden wie tiefdringenden Forschungen auf den Gebieten der Physik, der Meteorologie und Klimatologie, der physischen und politischen Geographie, der Botanik und veröffentlichte auf allen diesen Gebieten eine Reihe scharfsinniger und gedankenreicher Untersuchungen, die die Bewunderung der Fachmänner erregten und ihm auch als Naturforscher Weltruf verschafften.

Humboldt war anerkanntermaßen der erste Gelehrte seiner Zeit, als er 1827, dem Drängen des Königs nachgebend, der ihn ebenso wie sein Nachfolger aufs höchste schätzte, seinen Pariser Aufenthalt abbrach, um fortan am preußischen Hofe in freier Muße seinen wissenschaftlichen Interessen zu leben. Humboldts Übersiedlung nach Berlin bildet einen Wendepunkt in der Geschichte unserer Bildung, dessen soziale und geistige Bedeutung niemand treffender gekennzeichnet hat als H. v. Treitschke in seiner Schilderung der Berliner Kulturzustände zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms III. (Deutsche Geschichte Bd. III S. 431 f.) Treitschkes Zeugnis wiegt um so schwerer, als er der Persönlichkeit und dem kosmopolitischen Wirken Humboldts sonst vielfach mit dem bannenden Vorurteil seines überhitzten Nationalgefühls entgegentritt. „Heilsamer“, sagt der berühmte Historiker

„konnte niemand auf das zerfahrene deutsche Leben einwirken als dieser universale Geist, der für jeden eine höfische Schmeichelei bereit hielt, aber auch jede tüchtige Kraft mit großherzigem Wohlwollen und eindringendem Verständnis unterstützte. Verwöhnt durch die leichte Anmut der Pariser Salons, wollte er sich in die Grobheit, in die dürftige Enge der Heimat lange nicht finden und seufzte noch nach Jahren: „Berlin, ick hew di dick und satt, du bist und blivst en Barenstadt". Aber vom Tage seiner Heimkehr an war er eine soziale Macht. Er lenkte die Blicke des Königs auf alles Neue und Lebendige, was sich in Kunst und Wissenschaft regte. Er brachte die verwahrloste, durch den Übermut der Spekulation fast erdrückte Naturforschung zuerst wieder zu Ehren. Sobald er im Mendelssohnschen Garten (Leipziger Straße 3), in seinem vielbewunderten eisenfreien Kupferhäuschen seine magnetischen Beobachtungen begann, scharte sich ein Kreis junger Talente — Encke, Dove, Dirichlet — um den Meister; Karl Ritter, Baeyer und die anderen Genossen der neuen Geographischen Gesellschaft arbeiteten ihm in die Hände, auf allen Gebieten der exakten Forschung erwachte ein rühriger Wetteifer. Unvergeßlich war der Eindruck, als er gleich in seinem ersten Berliner Winter in der Singakademie die öffentlichen Vorlesungen über physische Weltbeschreibung hielt, aus denen nachher der „Kosmos" hervorging, und mit genialer Sicherheit, die Träumereien der Naturphilosophen fein und scharf zurückweisend, das Programm der rein empirischen Naturbeobachtung aufstellte, welche bald alle Lebensgewohnheiten des neuen Jahrhunderts von Grund aus umgestalten sollte".

Bald darauf fand in Berlin unter Humboldts Leitung die vierte deutsche Naturforscherversammlung statt, die sich zu einer glänzenden Huldigung der deutschen Gelehrtenwelt für den gefeierten Forscher gestaltete. An sechshundert Teilnehmer hatten sich eingefunden. In seiner Eröffnungsrede wies Humboldt darauf hin, wie sich die politisch und religiös gespaltene Nation hier in ihrer geistigen Einheit, in der Kraft ihrer intellektuellen Fähigkeiten offenbare. Er wußte sehr wohl, daß derartige Kongresse der Wissenschaft unmittelbar nur wenig Nutzen bringen — denn in der Forschung wie in der Kunst gehen die schöpferischen Taten von den Einzelnen aus —, aber er fand ihren Wert in dem anregenden Gedankenaustausch, in der Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen, welche „den Wissenschaften Licht, dem Leben heitere Anmut, den Sitten Duldsamkeit und Milde gewähren".

Der große Gelehrte selbst hat es gelegentlich einmal als ein Ziel seines Wirkens in der preußischen Hauptstadt bezeichnet, „in den stehenden, trüben Urschlamm des Berliner Lebens ein befruchtendes, bildendes, veredelndes Prinzip zu bringen, das Interesse von der schalsten ärmsten Frivolität ab auf etwas Höheres, Ernsteres hinzulenken". Es ist uns nicht bekannt, ob und wie weit den Begründern der ersten und vornehmsten Volkshochschule Berlins in der Gegenwart gerade diese Worte als Leitstern bei der Namengebung ihres einer der höchsten sozialen Aufgaben dienenden Instituts vorgeschwebt haben; aber es geht jedenfalls daraus hervor, wie berechtigt in jedem Sinne sie waren, ihre Bestrebungen an den Namen des großen Naturforschers anzuknüpfen. Und wenn diesem selber die Lösung jener selbstgestellten örtlichen Aufgabe nur unvollkommen geglückt ist, so ist ihm dafür eine weit größere und umfassendere um so glänzender gelungen. Für die Popularisierung der Wissenschaft im besten Sinne des Worts, für die Verbreitung von Naturerkenntnis und die Vertiefung der allgemeinen Bildung in Deutschland haben

wenige Männer in dem Maße gewirkt wie Humboldt. Durch seine klassischen „Ansichten der Natur", durch die schon erwähnten Vorlesungen an der Berliner Universität, endlich und vor allem durch den „Kosmos" gab er den ersten Anstoß und das edelste Beispiel einer gemeinverständlichen und doch geistreichen, nicht trivialen Darstellung ernster und schwieriger wissenschaftlicher Probleme. Vom ersten Bande des „Kosmos" — eine keineswegs ganz leichte Lektüre — wurden allein 20 000 Exemplare verkauft, und wenn auch Humboldts Schriften im allgemeinen noch viel zu wenig gelesen worden sind, so bilden sie doch die Quelle. aus der sich eine ganze, reiche, früher für undenkbar gehaltene Volksliteratur ergossen hat.

Aber wenn man auch Humboldts Verdienste um die Vervolkstümlichung der Wissenschaft im allgemeinen willig anerkennt, so ist man andererseits um so mehr geneigt, die Bedeutung seiner eigenen Leistungen zu verkleinern, versucht es wohl gar, ihre Originalität in Zweifel zu ziehen, will ihn nur als geistreichen Kompilator, als Sammler und Ausleger fremder Entdeckungen gelten lassen. Nichts kann sinn- und haltloser sein als solches Gerede. Es gibt fast kein Gebiet menschlichen Wissens, das Humboldt nicht durch neue Beobachtungen und Entdeckungen bereichert oder durch neue Gedanken befruchtet hätte. Aber noch mehr als das. Er hat nicht nur einzelnen Wissenschaften durch seine Entdeckungen größere Entwicklung und Ausdehnung gegeben; er hat ganz neue Wissenschaften geschaffen oder den Grund dazu gelegt, dem Menschengeist ganz neue Gebiete des Forschens erschlossen, deren Wichtigkeit, sogleich erkannt, eine große Anzahl begabter Männer zu ihrer Bearbeitung anlockte. Im Jahre 1805 veröffentlichte Humboldt seine „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen"; heute, ein Jahrhundert später, ist die Zahl der Werke über diese Wissenschaft, die wesentlich dazu beigetragen hat, der trockenen Pflanzenbeschreibung und Klassizifizierung, die man früher Botanik nannte, einen neuen Geist einzuflößen, unübersehbar groß. Nur beiläufig wies er in dieser Schrift darauf hin, daß man die Geographie der Pflanzen auch benutzen könne, um den ehemaligen Zusammenhang der Kontinente abzuleiten, ein Gedanke von größter Tragweite und Fruchtbarkeit für die Frage der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten. Im Jahre 1817 erschien in einem wenig gekannten Journal, den „Mémoires de la Société d'Arcueil" eine kleine Abhandlung von Humboldt über die Isothermen oder Linien gleicher mittlerer Wärme auf der Erde; sie wurde der Ausgangspunkt für die Wissenschaft der Meteorologie und Klimatologie, die dann unter den Händen von Dove, Neumayr, v. Bezold, Hellmann, v. Hann einen ungeahnten Aufschwung nahm, während sie noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts von den Männern der Wissenschaft zu den zwar harmlosen, aber auch vollkommen nutzlosen Beschäftigungen gerechnet wurde. Heute umzieht dank Humboldts Anregung ein Gürtel von meteorologischen Stationen aller Art den Erdball. Auch die wissenschaftliche Statistik, wie sie später von Quetelet, Moreau de Jonnès, Engel u. a. ausgebildet wurde, verdankt Humboldt mit ihre Begründung. Die dürren, nichtssagenden Zahlenregister, in denen sich früher der Begriff der Statistik erschöpfte, wandelte er in eine wirklich fruchtbare Behandlung der physischen und ökonomischen Grundlagen des Menschenlebens im großen wie im kleinen um und schuf so die ersten Anfänge der Soziologie. In seinem schon erwähnten „Politischen Versuch über das Königreich Neuspanien" sowie in dem nicht minder wertvollen über die Insel

Kuba machte er den ersten großartigen Versuch, die Volkswirtschaftslehre nach Art der induktiven Naturwissenschaften zu begründen.

Indem Humboldt bei allen diesen Forschungen überhaupt die Abhängigkeit des Menschen von den Naturbedingungen schärfer, als bis dahin geschehen, ins Auge faßte, wurde ihm klar, daß die Verschlingung der gegenseitigen Beziehungen der Kräfte und Stoffe auf der ganzen Erde durchaus eine einheitliche Gesamtauffassung aller Verhältnisse auf ihr, sowohl der im engeren Sinne sogenannten tellurischen und geophysischen wie der als ihr Ergebnis sich darstellenden biologischen Prozesse des Pflanzen-, Tier- und Menschenlebens verlange, und alle naturwissenschaftlichen Lehrfächer diesem Gedanken dienstbar machend, entwarf er den Plan einer physischen Erdbeschreibung, wie sie früher nie gekannt, geschweige in Angriff genommen war. Heute bildet die physische Geographie in dem ihr von Humboldt gegebenen Sinne einen der wichtigsten und interessantesten Zweige der Naturwissenschaft. Aber auch dabei blieb sein allseitiger Geist nicht stehen. Die periodischen Bewegungserscheinungen in Flut und Ebbe führten zum Monde, die Molekularschwingungen, die wir Licht und Wärme nennen, führten auf die Sonne als ihre wichtigste Quelle, und so verknüpfte sich das Leben der Erde mit dem der Himmelskörper im unendlichen Raume. Auch diesen großen Komplex, welchen wir Welt nennen, als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes, durch feste Ordnungen und Gesetze gelenktes Ganze zu begreifen und darzustellen, war die letzte und höchste Aufgabe, die Humboldt sich stellte und die er zuerst in jenen mehrfach erwähnten Vorlesungen im Winter 1827/28, später, seit 1845, in der Krone seiner Werke, in dem leider nicht ganz vollendeten „Kosmos" zu lösen suchte. Durch seinen Gedanken des „Kosmos", des einheitlichen, gesetzlich geordneten Weltganzen, erscheint Humboldt als einer der bedeutendsten und wissenschaftlich höchststehenden Vertreter des jetzt so viel genannten Monismus, und man muß sich wundern, daß die Wortführer dieser Richtung seinen Namen verhältnismäßig so selten unter der Reihe ihrer erlauchtesten Vorläuter anführen. Indem er für alles in Raum und Zeit erscheinende, den Menschen und seine Wirkungssphäre nicht ausgeschlossen, dieselben Grundbedingungen des Seins, dasselbe Prinzip der Wechselwirkung, dieselbe Gebundenheit an die gleichen Naturgesetze nachwies und den großen Gedanken der mechanischen Naturauffassung, wenn auch in selbständiger und geistreicher Weise, zu Ende dachte, vollendete er in gewissem Sinne die von Kopernikus, Galilei, Kepler angebahnte Umwandlung der Weltanschauung. Diesen Großen reiht er sich, ebenso wie Darwin, nur als ein viel umfassenderer Geist, ebenbürtig an. Zugleich tritt er dadurch in bedeutsamen Gegensatz zu seinem großen Vorgänger im Altertum, dem ihm an Umfang des Wissens und universaler Geistesrichtung verwandten Aristoteles, dessen der seinigen entgegengesetzte dualistische Weltansicht von dem abgeschlossenen, festen, nach ewigen Gesetzen rotierenden Himmelsbau und dem Gebiet des Zufällig-Veränderlichen unter dem Monde fast zweitausend Jahre die Welt beherrscht hat.

Humboldt war nicht nur einer der größten Gelehrten aller Zeiten, sondern auch einer der verehrungswürdigsten und interessantesten Menschen, und gerade die Verbindung dieser beiden Seiten seiner Persönlichkeit macht ihn zu einer so einzigartigen und anziehenden Erscheinung. Als Knabe kränklich und viel an sein Zimmer gefesselt, widmete er die Stunden, die andere in fröhlicher Gesellschaft zu-

brachten, eifriger Arbeit und ernstem Nachdenken. Später unter der glühenden Tropensonne, im Kampfe mit der Natur, im Ertragen der schwersten Entbehrungen, festigte sich seine Gesundheit so wunderbar, daß eine zähe unerschütterliche Lebenskraft ihn bis in sein höchstes Alter begleitete. Es ist bekannt, daß Humboldt in seinen späteren Lebensjahren sehr wenig Schlaf bedurfte, er schlief nie mehr als vier Stunden, und zwar gewöhnlich von 4 bis 8 Uhr morgens. Er war geneigt, den regelmäßigen periodischen Schlaf für eine willkürliche Angewohnheit des Kulturmenschen zu halten, die im Tierreich keine Analogie finde. Die so gewonnene Zeit wußte er durch strenge Einteilung und Ordnung aufs äußerste auszunutzen. Seine Arbeitskraft und seine Arbeitslust waren erstaunlich. Oft hat er sich in seinem Leben über den Wert der Arbeit ausgesprochen; sie galt ihm — im Unterschied von Hamlets Ansicht — als das einzige, was den Menschen adelt. Humboldts Arbeitskraft hat reiche Früchte getragen; seit dem Jahre 1790, als er zuerst seine Abhandlung über rheinische Basalte drucken ließ, bis zu seinem Tode (1859) ist wohl kein Jahr vergangen, das nicht durch eine oder mehrere Schriften, seien es Aufsätze in Zeitschriften oder selbständige Werke, bezeichnet wäre. Humboldts Schriften, mehrere Hundert an der Zahl, sämtlich gelesen zu haben, hat sich wohl noch nie ein Sterblicher rühmen dürfen.

Neben dieser außerordentlichen literarischen Fruchtbarkeit entfaltete Humboldt eine nicht weniger staunenswerte epistolographische Tätigkeit, die nicht minder dazu beigetragen hat, daß sein Geistesleben bildend und befruchtend auf weite Kreise wirkte. Es klingt heute fast märchenhaft, daß Humboldt, der eine in drei Weltteilen sich ausbreitende Bekanntschaft mit allen bedeutenden Menschen seiner Zeit hatte, jährlich zwischen 2000 und 3000 Briefe schrieb (einmal in einem Jahre 3800) und noch eine bei weitem größere Menge empfing. Man darf ohne Übertreibung behaupten, daß in der ganzen zivilisierten Welt in einem Zeitraum von mehr als dreißig Jahren nichts beobachtet, nichts entdeckt oder erfunden, nichts veröffentlicht wurde, was irgend von wissenschaftlicher Bedeutung war, ohne daß es ihm sogleich mitgeteilt und von ihm dann weiter im Interesse der Wissenschaft verwertet wurde. Leider ist nur ein kleiner Teil seiner Korrespondenz — darunter als das Wichtigste die Briefe an Gauß — der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, woran Humboldts schwer zu entziffernde, in späteren Jahren fast hieroglyphenartig unleserliche Handschrift wohl nicht am wenigsten die Schuld trägt. Humboldt schrieb bekanntlich nie auf einer Tischunterlage; er legte das Papier auf die aneinander gedrückten Knie und schrieb in vorgebeugter Haltung; die Zeilen der Schrift verlaufen meist viel mehr diagonal als horizontal, von links unten nach rechts oben.

Humboldts persönlicher Charakter war, soweit das überhaupt von einem Menschen gesagt werden kann, fleckenlos. Man hat ihm Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zum Vorwurf gemacht, und es wäre gewiß nicht wunderbar, wenn der berühmte Mann, dem von der ganzen Kulturwelt gehuldigt wurde, wie nie einem Gelehrten vor ihm, von dem Bewußtsein seines persönlichen Wertes durchdrungen gewesen wäre. Und doch war er von solcher Schwäche frei. Wie fern ihm jede wissenschaftliche Eitelkeit, jede eifersüchtige Sorge für seinen Entdeckerruhm lag, geht schon aus seiner Gleichgültigkeit gegen alle Prioritätsstreitigkeiten hervor. Im Gegensatz zu der, früher zumal, in der deutschen Gelehrtenwelt üblichen Engherzigkeit geizte er nie

mit seinem Wissensgute, teilte er aus den Schätzen seines Geistes bereitwilligst mit, sandte jedes gern dorthin, wo es andere in ihrem Streben fördern und der Wissenschaft dienen konnte. Niemals hat Humboldt auf einen Angriff geantwortet, nie sich in eine Polemik eingelassen; jedes Parteigezänk hat er mit Verachtung von sich ferngehalten. Fremdes Verdienst hat niemand je in großartigerer — oft übertriebener — Weise anerkannt als Humboldt; die Aufmunterung, das Wohlwollen, die opferwillige Teilnahme, die er jüngeren Talenten, ja jedem strebenden Menschen, der an ihn herantrat, entgegenbrachte, ist ohnegleichen. Sein ganzes bedeutendes Vermögen hatte er im Laufe der Jahre der Wissenschaft geopfert; wie bekannt, starb er arm, als Schuldner seines langjährigen Kammerdieners Seiffert, dem er seine kostbare Bibliothek und seine wertvollen Sammlungen gegen eine Leibrente hinterlassen hatte. In seinen Reisebeschreibungen finden sich fast nur Schilderungen, Beobachtungen, Reflexionen; die Subjektivität und das persönliche Empfinden des Berichterstatters treten völlig hinter den erzählten Tatsachen zurück. Denen, die ihn, wie es oft vorkam, um Material für die Schilderung seines Lebens angingen, antwortete er immer: „Was die Menschheit interessieren kann, steht in meinen Werken, meine übrige Persönlichkeit hat für niemand Wert als für mich und einige wenige Freunde".

Humboldt war auch nicht der höfische Schmeichler, als den man ihn hingestellt hat, der sich für den ihm durch seine Stellung auferlegten Zwang nachträglich durch Sarkasmen und boshafte Indiskretion zu seinem Freunde Varnhagen schadlos hielt. Was er in den mit Unrecht getadelten Briefen an Varnhagen — einem der wertvollsten biographischen Selbstzeugnisse — aussprach, hat er oft genug freimütig Friedrich Wilhelm dem Vierten selbst gesagt, er hat aus seiner Abneigung gegen die von oben begünstigte Richtung, aus seiner Überzeugung von ihrer Verkehrtheit und Verderblichkeit nie ein Hehl gemacht. Daß die „kleine, aber mächtige" rückschrittliche und frömmelnde Koterie, die den König umgarnt hielt, seine Mißachtung und seinen Spott herausforderte, kann nicht verwundern. Dem Manne, dessen Geist eine Welt umspannte, der auf den Höhen des Pic de Teyde und des Chimborasso, wo das Auge in die Unendlichkeit taucht, mit dem Weltgeist Zwiesprache gehalten, mußte das Treiben der preußischen Hofkamarilla wie so vieles andere, was gewöhnlichen Menschen wichtig und bedeutungsvoll erscheint, höchst kleinlich und lächerlich vorkommen. Daraus erklärt sich der bald gutmütig scherzende, bald ironisch ätzende Spott, mit dem Humboldt so manche menschlichen Verhältnisse behandelte, die anderen als ehrwürdig und unantastbar gelten. Daß er andererseits auf die am Hofe herrschenden Vorurteile — religiöse und andere — notgedrungen manche Rücksicht nehmen mußte, ist gleichfalls sehr begreiflich. „Wahrheit", schreibt er einmal an Varnhagen, „ist man im Leben nur denen schuldig, die man am höchsten achtet", und dieses Wort im Munde eines Humboldt ist geeignet, uns zu ernstem Nachdenken anzuregen. Wenn er sich dem höfischen Treiben mehr, als manchem mit seiner Gelehrtenwürde verträglich erscheinen wollte, überließ, wenn er, seinen eigenen Worten nach, Kammerherrendienste tat, „wie jeder uckermärkische Grande, der gerade du jour hat", und sich allen Pflichten seines Hofamts gewissenhaft unterzog, so geschah es in letzter Linie doch nur um der idealen Zwecke willen, die er nie aus dem Auge verlor. Denn nur so fragte ihn gelegentlich die fürstliche Langeweile: „Humboldt, was gibt es Neues

in der Wissenschaft?", nur so konnte er die Wünsche, die er für sie auf dem Herzen hatte, vorbringen, den richtigen Augenblick für die Förderung ihrer Interessen erspähen.

In dem schönen, von Trauerföhren umstandenen Erbbegräbnis der Humboldts in Tegel, dessen schweigende Poesie jetzt leider längst schon von dem mißtönenden Lärm banausischen Berliner Vororttreibens entweiht wird, zu Füßen der Säule, die Thorwaldsens Statue der „Hoffnung" trägt, hat Alexander v. Humboldt inmitten der Seinigen die letzte Ruhestätte gefunden. Kein besonderes Zeichen, keine preisende Inschrift unterscheidet das Grab des großen Naturforschers, ebenso wenig wie das seines Bruders, von denen der übrigen Familienmitglieder; eine schmale Marmortafel, wie bei den anderen, verzeichnet Namen, Geburts- und Sterbetag. Und wessen bedürfte es auch mehr? Was könnte eine Inschrift dem Beschauer mehr sagen als diese wenigen Daten, was mehr enthalten, als eine Umschreibung der Worte, die, mit minderem Rechte vielleicht, das dankbare Florenz seinem Sohne, dem berühmten Staatsmann und Geschichtsschreiber, auf den prunkvollen Sarkophag in Santa Croce hat meißeln lassen: Tanto nomini nullum par elogium.

KATHOLIZISMUS UND PROTESTANTISMUS IN IHREM VERHÄLTNIS ZUR MALEREI

Von Fritz Erckmann-Alzey



och immer werden die Fragen aufgeworfen: „Ist nicht der Katholizismus der Entwicklung der schönen Künste günstiger als der Protestantismus?"

„Sind nicht alle großen Werke unter dem Einfluß der katholischen Kirche entstanden?"

„Hat die evangelische Kirche einen einzigen großen Maler aufzuweisen, der ihr seine Werke gewidmet hat?"

Die allgemeine Meinung geht dahin, daß der Katholizismus der historischen Malerei günstig und der Protestantismus ihr ungünstig gegenübersteht.

Die folgenden Zeilen sollen den Beweis erbringen, daß die so vielfach anerkannten Vorteile der katholischen Kirche sich auf Umstände stützen, die mit den abstrakten Fragen nichts zu tun haben.

Alle Reaktion ist in ihren Anfängen gewaltsamer Natur; aber eine Reaktion ist, besonders in religiösen Dingen, wo das Gefühl vielfach das gesunde Urteil verdüstert, ein abnormer Zustand. In dem Fall der Bilderstürmer des 16. Jahrhunderts wurden die beanstandeten Fehler eines Systems ohne Unterschied auf alles übertragen, was von ihm ausging. Das war das Resultat von Parteifeindschaft. Was der Eine verehrte, das zerstörte der Andere; und die Ursache, daß sich diese Rachsucht vornehmlich auf künstlerische Werke ausdehnte, bestand in dem Vorhandensein der vielen Heiligenbilder und nicht in der Kirche oder dem Fortschritt des Christentums. Der Protestantismus als solcher hegt durchaus keinen Antagonismus gegen die höchste Entwicklung der Kunst, was auch die Stellungnahme einzelner Protestanten sein mag. Er hat in dieser Beziehung auch nicht die geringsten An-

knüpfungspunkte mit dem Judentum oder dem Mohammedanismus, die beide einen feindlichen Standpunkt zur nachahmenden Kunst einnehmen.

Es liegt auf der Hand, daß es langer Zeit bedurfte zur Erholung von den Eindrücken und den Wirkungen der Erregungen, wie sie durch die Bilderstürmer des 16. Jahrhunderts in England und Holland in die Erscheinung traten. Diese ganze Periode war für die Protestanten verloren. Der Katholik dagegen schritt auf dem betretenen Pfade weiter und hatte infolgedessen die Vorteile auf seiner Seite.

In Italien und anderen katholischen Ländern gibt es unzählige im Geiste des Katholizismus entstandene Bilder, die den Anschauungen des evangelischen Christen widersprechen. Dagegen gibt es dort auch Tausende von Bildern von universellem Charakter, die der Protestantismus bedingungslos anerkennt, und die nicht vom Katholizismus unbedingt für sich in Anspruch genommen werden dürfen, weil sie ihr Entstehen nicht seinem besonderen Charakter verdanken.

Den Juden war die Ausübung der nachahmenden Künste verboten wegen der Gefahr der Übernahme ägyptischen Götzendienstes. Die Bibel spricht indessen nur von einem Verbot der Abgötterei und nicht von einem Verbot der Kunst. Das ist der Geist des zweiten Gebots. Das Anstößige liegt also weder in der Kunst noch in der Nachahmung, sondern in der Verwendung.

Die Stellung der und zu der Kunst und ihr Einfluß hängt daher von dem menschlichen Geist ab. Sie wirkt Böses, wo Aberglauben und Unwissenheit herrschen, Gutes, wo Weisheit und Intelligenz die Oberhand haben, und zwar wirkt sie im Verhältnis zu dem Grad des Aberglaubens und der Intelligenz.

Als ein unmittelbarer Antagonismus des heidnischen Griechenlands und Roms, deren Liebe für Bildwerke bekannt war, wurden diese von den ersten Christen als die Quelle der Sünden angesehen und ein allgemeiner Kreuzzug gegen sie als eine christliche Pflicht betrachtet. Das war die Periode, in der man die Kunst als eine die Religion zersetzende Sache betrachtete, und diese Meinung hielt sich, solange irgend welche Spuren kunstfördernden Heidentums sich in der zivilisierten Welt zeigten. Sobald aber die die Kunst verbietende Religion den Sieg davontrug und sich über Europa auszubreiten begann, hörte die Verfolgung auf. Man hatte sich sogar zu der Überzeugung durchgerungen, daß die Kunst der Religion nicht allein nicht schadete, sondern im Gegenteil von denen, die sie dreihundert Jahre hindurch aus dem Leben der Menschen ausgewischt hatten, die ihre Rache nicht allein am Kunstwerk, sondern auch am Künstler ausübten und diesen nur zur Taufe zuließen, wenn er sein heidnisches Handwerk unterließ, und ihn exkommunizierten, wenn er bei der Ausübung seines Berufes angetroffen wurde, zur Verbreitung und Vertiefung der Religion in Dienst genommen werden konnte.

Der Gnostiker und Philosoph Hermogenes, gegen den Tertullian eine Streitschrift schrieb, war Maler; das war nach den Ansichten Tertullians ein ebenso großes Ärgernis wie dessen gnostische Grundsätze. Die Gnostiker Afrikas bildeten die einzige christliche Sekte dieser Periode, die nicht dem Beispiele Roms folgte und die Kunst in Bausch und Bogen verurteilte.

Der Kreuzzug gegen die Kunst erreichte seinen Höhepunkt zur Zeit Tertullians, also im 2. Jahrhundert, und reichte mit mehr oder weniger Schärfe bis zum Ende des 3. Jahrhunderts. Aber schon im Verlauf des 3. Jahrhunderts drängten sich bildliche und plastische Darstellungen in den christlichen Symbolismus ein und

wurden mit gewissen Beschränkungen von der Kirche geduldet. Diese Einschränkungen betrafen das Göttliche, das Anbetungswürdige, das nicht dargestellt werden durfte. Dieser Beschluß, der am Beginn des 4. Jahrhunderts auf dem Konzil von Illiberis in Spanien gefaßt wurde, untersagte tatsächlich die Anbringung von Bildern in den Kirchen, aber nicht die Ausübung der Malerei, der nun freier Spielraum gelassen wurde, solange der Geist des Beschlusses gewahrt wurde. Die Heiligen wurden nicht angebetet; deshalb war ihre bildliche Darstellung nicht verboten, und die Martyrologie öffnet der aufblühenden Kunst ein weites und dankbares Feld.

Schriftsteller und Kirchenmänner des 4. Jahrhunderts, wie Gregor von Nyassa und Gregor von Nazianz, befürworten in warmen Ausdrücken die Ausbreitung der Religion mittels der Malerei; und Basilius von Cäsarea spornt sogar die Maler seiner Zeit an, das Märtyrertum der Heiligen auf der Leinwand festzuhalten. Hier liegt die Quelle der frühen Kirchenbilder und Mosaiken, und das christliche Märtyrertum war stets das universelle und klare Motiv römisch-katholischer Kunst, ganz abgesehen von dem jeweiligen Geist der verschiedenen Perioden bis zu der klassischen Cinquecento-Periode, als der feindliche Geist des Protestantismus von neuem die Verfolgung gegen die Malerei aufnahm, mit der die katholische Kirche zwölfhundert Jahre vorher das alte Griechenland bedacht hatte.

Der evangelische Kreuzzug gegen die katholische Kunst trug indessen nach dem ersten Ausbruch mehr einen passiven als aktiven Charakter, er war mehr unproduktiv als zerstörend. So liegen immer noch die Verhältnisse. Der Protestantismus stand der Kunst ungünstig gegenüber nicht durch das, was er getan, sondern durch das, was er unterlassen hatte.

Ungefähr dreihundert Jahre nach der Verkündigung des Evangeliums hatte die katholische Geistlichkeit die Kirche der bildnerischen Kunst versperrt; ungefähr dreihundert Jahre später verbannten die evangelischen Geistlichen Londons ebenfalls die Bilder aus den Kirchen. Dem katholischen Bannspruch folgte bald die allgemeine Zulassung von Bildern in den Kirchen, und es steht zu hoffen, daß die evangelische Kirche wenigstens solchen Bildern den Eingang gewähren möge, die die Religion der Liebe zum Motiv haben und in intelligenter und eindrucksvoller Weise das Andenken an ihren Gründer ehren und erklären.

Die Wunder würden für solche, die der Predigt wenig Verständnis entgegenbringen, handelnde Bilder darstellen, da die Erziehung des Auges bei den unteren Klassen leichter ist als die Erziehung des Ohres, eine Tatsache, die in alten und neuen Zeiten stets anerkannt wurde.

Wenn die guten Absichten eines Bischofs Paulinus von Nola, der der Kunst Aufnahme in der Kirche gewährte, um beispielsweise der Trunksucht zu steuern, mißverstanden wurden, so lag das nicht an irgendwelchen Anstößigkeiten des Kunstwerkes, sondern an den Priestern, die die Werke ins Übernatürliche erhoben und bei manchen Gelegenheiten Anbetung wie Ehrenbezeugungen durch Kniebeuge, Gruß, Kuß und brennende Kerzen verlangten. Das wurde klar gemacht durch Gregor II. (730), Adrian I. (787), beim zweiten Konzil in Nicäa und endlich bei dem berühmten Konzil in Trient im Jahre 1563.

Daß der Geist dieser Verordnungen von dem Volke nicht verstanden wurde, ist nicht auffallend. Die gröbere Form christlicher Vergötterung begann mit der

priesterlichen Sanktion der Bilderanbetung, d. h. der Anbetung der sie darstellenden Heiligen. Dieser Unterschied zwischen der Anbetung des Bildes und des Heiligen konnte natürlich nicht von einem Volk gemacht werden, das nur Augen für das Äußere hatte, dessen Aberglaube und Unwissenheit auf einer Stufe standen, und dem es unmöglich war, den Sinn und die Bedeutung der von den Bischöfen zur Anregung nach höherem Streben aufgestellten Erinnerungszeichen zu würdigen. Dieses Volk machte aus den geistigen Symbolen materielle Heilige; es übertrug die Anbetung der Holz- und Steinbilder auf gemalte Bilder, und bis zur Cinquecento-Periode standen sämtliche religiöse Kunstwerke in dem Geruche der Heiligkeit, und die Kunst selbst wurde durch mönchischen Asketizismus und Martyrologie monopolisiert.

In diesem Zustand lag die Kunst während der römisch-katholischen Blütezeit; aber immer noch war die griechisch-katholische Kirche die Herrin aller großen Kunstzyklen der christlichen Kirche. Diese Zyklen waren Verkörperungen der Prophezeiungen, die in indirekter Weise auf Jesu Wiederkehr hindeuteten. Sie behandelten aus dem Alten Testament: den Sündenfall; Noah in der Arche; Abrahams Opfer; Moses löst die Schuhe; die Zerstörung der pharaonischen Heere; die Schlachten Moses' und Josuas; Hiob in Sack und Asche; Samson trägt die Tore von Gaza; David und Goliath; Samuel salbt David; Daniel in der Löwengrube; Jonas und der Walfisch; Nebukadnezar und die drei Männer im feurigen Ofen; — aus dem Neuen Testament: Besuch der Jungfrau Maria bei Elisabeth; Josefs Traum und die Reise nach Bethlehem; Jesu Geburt; Anbetung der drei Könige; Jesus im Tempel; Taufe im Jordan; Jesus und die Apostel; die Hochzeit zu Kana; Jesus und die Frau von Samaria; die Speisung der Fünftausend; Heilung des Lahmen; die Auferweckung des Lazarus; Jesu Gang auf dem Wasser; Einzug in Jerusalem; Petri Verleugnung; Jesus vor Pilatus; die Kreuzigung; die Grablegung und die Auferstehung Jesu.

Dazu kam ein späterer Zyklus, der sich mit Maria beschäftigte und unter dem Titel „Die Freuden und Leiden der Jungfrau Maria" bekannt war, sowie Zyklen, die die Apostel, besonders Petrus und Paulus zum Inhalt hatten und die man vielfach in Manuskripten sowie Kirchenfenstern antrifft.

Diese Zyklen umfassen natürlich nur einen Teil volkstümlicher Motive, die zu verschiedenen Zeiten die Aufmerksamkeit der Maler auf sich gezogen haben, und diese wieder nur einen Teil der allgemeinen Motive, die einem einzigen Evangelium entspringen, ohne auf Heiligenlegenden oder irgendwelche kirchliche Einrichtungen, Sekteninteressen betreffend, Bezug zu nehmen.

Nicht alles Kirchliche gehört zum Evangelium eines Christen; aber aus dem Kirchlichen entstehen die Differenzen, und wenn man die christliche Kunst in zwei Gebiete einteilt, die sich mit dem Allgemeinen und mit dem Besonderen beschäftigen, so finden wir, daß die Differenzen auf dem Gebiete des Besonderen liegen. Wenn die Aufnahme der allgemeinen Motive der Päpstlerei die Tore öffnet, so gibt es keine Diskussion, solange Päpstlerei unzulässig ist. Aber es spricht von Engherzigkeit, wollte man in den Raphaelschen Gemälden Päpstlerei suchen.

Der Standpunkt des Protestantismus der Gegenwart ist ebensowenig ein Exponent seiner Fähigkeiten und seiner Stellung zur Kunst, wie die frühchristliche Verachtung jeglichen Bildwerkes ein Exponent von dem war, wessen die katholische Kirche fähig war.

Vom Katholizismus haben wir positive, vom Protestantismus nur negative Resultate. Der Gedanke, daß der Protestantismus in seinem Grundwesen intellektueller sei als der Katholizismus, beruht auf Arroganz. Wenn ein Unterschied zwischen beiden besteht, so haben wir in jenem einen Geist ohne Körper, in diesem Geist und Körper zu suchen.

Dem Grundsatz von Verzierung ist in der evangelischen Kirche durch die Anbringung gemalter Fenster völlig Rechenschaft getragen worden; seine Beschränkung auf diese Fenster bedeutet nur die unvollkommene Ausführung eines Prinzips. Es wäre töricht zu behaupten, daß ein Mensch, dem der abstrakte Gedanke nicht genügte, unbedingt materiell und sinnlich sein müßte. Jeder würdige Gedanke kann in würdiger Weise verkörpert werden. Ein Gedanke, wo das nicht der Fall ist, ist wertlos. Ein vages Bildnis ist ein Beweis eines vagen Gedankens. Ist die geistige Vorstellung nicht vag, dann kann die Verwirklichung des Gedankens das erschaute Bild nicht schädigen.

Wenn eine Religion durch Kunstwerke nicht in die Erscheinung treten kann, dann ist es unmöglich, eine bestimmte Vorstellung von ihrer Wirkung zu erhalten. Das ist nicht der Fall mit dem Protestantismus, dessen Fähigkeiten unbeschränkt sind; und da er von einem verwickelten Zeremoniell absieht, sind seine Tendenzen allgemeineren Charakters als diejenigen des Katholizismus, der wegen eigenartiger Zeremonien mehr an die Gewohnheit oder die Erziehung appelliert als an die universelleren Impulse des Herzens. Von allen Sonderbarkeiten des Katholizismus fällt nichts so sehr auf als das Kapitel der Buße und der Kasteiung. Die spanische Malerei ist wenig mehr als ein Exponent katholischen Asketizismusses.

Glaube, Liebe und Hoffnung können in leichter Weise in der Malerei behandelt werden, und katholische Künstler haben große Beispiele hinterlassen, welche nicht ausschließlich katholischen Charakters sind, sondern dem großen, allgemeinen Christentum angehören und von dem Protestantismus ohne weiteres anerkannt werden müssen. Es gibt kaum ein Kapitel in der Bibel, das nicht Material für solche Bilder bietet, die ohne Dogma und Vorurteil große Wahrheiten verkünden.

Die größten Werke der italienischen Schulen, jedes Werk Michelangelos und fast jedes Werk Raphaels tragen einen Charakter, der sie zum Gemeingut stempelt, wenn nicht durch das Motiv, so doch durch die Behandlungsweise. Weder in dem Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle noch in Michelangelos „Letztes Gericht" ist etwas ausschließlich Katholisches; im Gegenteil, der protestantische Kritiker hat ihnen größeres Lob gespendet als der katholische Kollege.

Gerade diese Werke sind für die Richtschnur des Protestanten maßgebend, wenn die Zeit anbricht und Vorurteile und Antipathien schwinden.

Raphael lebte vor seiner Zeit; seine Werke sind allgemein menschlich, universal; sie sind für alle Völker, alle Zeiten, alle Sekten von gleichem Wert. Dasselbe kann man von der venezianischen Malerei und der Kunst der Cinquecento-Schulen behaupten.

Die katholische Malerei hat einen allgemeinen und einen besonderen Charakter, abgeleitet von einer Verschmelzung des katholischen und des allgemein christlichen Charakters. Was in der Kunst groß und edel ist, gehört zur letzteren Gruppe und könnte ebensowohl evangelischen als katholischen Ursprungs sein. Würde die Kunst viel verlieren, wenn die Maler, die sich auf Legenden, Märtyrertum, Kasteiungen,

Opfer, auf Zeremonien, Pomp, Asketizismus gründenden Motive, die die größte Stärke katholischer Kunst ausmachten, beiseite ließen? Würden die katholischen Kirchen viel verlieren durch Ersetzung der zahllosen Votivbilder durch Bilder allgemeineren Charakters?

Sie sowohl als auch die Gemäldegalerien hätten einen Gewinn zu verzeichnen, denn der Mensch würde, anstatt in trüben Träumen, jene Räume frohbewegten Herzens verlassen.

Man könnte annehmen, daß viele Maler die Freude als Sünde betrachteten; denn ihre Werke sind vielfach das Produkt einer Religion der Furcht anstatt der der Liebe. Der Katholizismus ist für diese Kunstwerke verantwortlich, und die Möglichkeiten einer Verbesserung liegen auf seiten des Protestantismus. Wir haben bis jetzt noch keine eigentliche protestantische Malerschule zu begrüßen, weil die Kunst noch nicht die Vorurteile überwunden hat, die sich ihr hindernd entgegenstellen.

Der Mangel eines Zeremoniells in der evangelischen Kirche darf kein Hindernis zur Entfaltung einer evangelischen Kunst sein. Nur die äußere Schale einer Kunst gründet sich auf äußere Form; denn selbst die protestantische Kunst entbehrt nicht des Malerischen, wenn es auch nicht in erster Linie in die Erscheinung tritt. Da kirchliche Zeremonien dem evangelischen Charakter fernliegen, kann die Kunst ihr Augenmerk auf natürliche Zustände richten, wo das viel malerischere und abwechslungsreichere bürgerliche Kostüm zu seiner Verfügung steht.

STREIFLICHTER

In der im Cooke-Ms. enthaltenen History heißt es: „Und Abraham, wie die Chronik sagt, war ein Weiser und ein großer Gelehrter und verstand alle sieben Wissenschaften und lehrte die Ägypter die Wissenschaft der Geometrie. Und dieser würdige Gelehrte Euklid war sein Schüler und lernte von ihm ..." Woher hatte der Verfasser das? Zwischen Abraham und Euklid liegen reichlich 1500 Jahre! Es gibt ein großes Sammelwerk über die Juden, das Alexander Polyhistor kompiliert hat (s. Freudenthal: Alexander Polyhistor). In dieses war ein Werk des Eupolemos einverleibt, dem zufolge Abraham den Ägyptern und Phöniziern Astronomie und alle übrigen Wissenschaften gelehrt, Moses sie aber in die Buchstaben eingeführt habe. Auch Artapanos, den Alexander Polyhistor benutzte, preist Abraham als Lehrer Ägyptens, während bei ihm Joseph die Maße erfindet, die Ländereien vermittelst der Geometrie vermißt und das Land urbar macht. Ägyptische und israelitische Dinge verschmelzen bei diesen Hellenisten so sehr, daß Moses ganz mit Tôt und dieser ganz mit Hermes identifiziert wird. Nun kannte aber das spätere Mittelalter aus der rabbinischen Literatur, die man zu alchimistischen Zwecken ausnutzte, den Alexander Polyhistor ebensogut, wie die Hermetische Literatur, die zu demselben Zwecke gebraucht wurde. Sie stimmten ja in diesem Punkte überein und boten für die Gleichsetzung Moses-Hermes gar keine Schwierigkeiten. Abraham war der Lehrer des Moses dieser gleich Hermes, dieser der Lehrer Euklids. Den Euklid aber, den man damals der Zeit nach gar nicht zu bestimmen wußte, hatte man durch die Übersetzung seiner Elemente durch Adelardus Bathoniensis, einem Benediktiner Mönch aus Bath in England, um 1120 kennen und schätzen gelernt. Was Wunder, daß der Verfasser der Cooke-Handschrift, selber sicher ein Alchimist und als Kaplan der Steinmetzen Kenner der Geometrie und der Kunstgeheimnisse der Masonen, alle diese großen

Autoren Abraham-Moses-Tôt-Hermes mit seinem Gelehrten Katexochen, Euklid, zusammen und in ein Lehrer-Schüler-Verhältnis brachte. Man brauchte nur ein Glied, Moses, wegzulassen. Was ging ihm schließlich die Chronologie an!! Wolfstieg

Lesefrüchte:

Tiedje: „Erkennen ist ein geweihter Gemütszustand, in dem die Freiheit des Menschen sich selbst hervorbringt und ihn, wie die Paradiessage ausplaudert, Gott gleich macht ... Religion und Erkenntnis ist Werten ... Das Erkennen des Künstlers wie des Religiosen ist ein schöpferisches, das bloße Messen und Zählen des Naturforschers ist noch nicht Erkennen."

Eckhart: „Nur wer mit der Selbsterkenntnis beginnt, gelangt zur wahren Erkenntnis der Dinge."

Aug. Horneffer: Das Gefühl ist eine Einheit, das Leben ein Kampf der Gegensätze. Aufgabe ist diese Gegensätze zu überbrücken. „Der Mensch muß von der Wahrheit durchdrungen sein, daß zwar das Leben Kampf ... ist, daß es aber in dem ewigen Kampf der Gegensätze Stunden des Friedens und in der ewigen Bewegung Augenblicke der heiligen Stille geben muß. Das Leben darf der Festtage nicht entbehren, wo aller Streit ruht, wo der Kämpfer die Waffen ablegt, sich hoch aufrichtet und der schrankenlosen Freude, die Schiller in seinem Hymnus besingt, sein Herz öffnet."

Wilh. Müller (Griechen-Müller):

Was Hände bauen, stürzt die Zeit,
Wir bauen für die Ewigkeit.
Wir bauen nicht auf Erdengrunde
Ein Werk aus Mörtel, Sand und Stein;
In unseres eigenen Busens Runde
Soll unseres Tempels Stätte sein:
Wir bauen in uns fort und fort
Der Menschheit Bau mit Tat und Wort.

Wolfstieg

COMENIUS-GESELLSCHAFT

Weitere Spenden infolge unseres Aufrufes gingen ein:

Herr Carl Baar, Amsterdam, 100 M.
Loge „Zur Pyramide", Plauen, 50 M.
Weidmannsche Buchhandlung, Berlin, 100 M.
Loge „Wilhelm zur deutschen Treue", Hannover, 20 M.

Indem wir den Genannten unseren herzlichsten Dank für das uns bewiesene Interesse aussprechen, bitten wir gleichzeitig unsere sämtlichen Mitglieder, alte wie neue, dringend und herzlich darum, daß sie um des guten Zweckes willen es sich dauernd angelegen sein lassen möchten, für unsere Gesellschaft, deren Bestehen doch gerade in der heutigen bewegten Zeit ein dringendes Bedürfnis ist, neue Mitglieder zu werben. Wenn ein jedes unserer Mitglieder uns nur ein neues Mitglied zuführt, dann können wir auf den Weiterbestand unserer Gesellschaft hoffen und ihr die Möglichkeit zur Erfüllung ihrer großen Aufgaben geben.

LITERATUR-BERICHTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

XI. Jahrg. **Berlin, im Mai 1919** **Nr. 3**

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

Christus im deutschen Geistesleben. Eine Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart von Dr. EMIL PFENNIGSDORF, Prof. in Bonn. Schwerin i. M.: Bahn 1919. XII, 291 S. 8°. M 4.—. geb. M 6.—.

Dieses Buch des ord. Prof. für praktische Theologie an der evangelisch-theologischen Fakultät in Bonn ist rein apologetisch, aber im weitherzigsten, duldsamsten Sinne, wenn auch von einem charaktervollen, christlichen, mittelparteilich-evangelischen Standpunkte aus. Es wird auch dem Gegner gerecht und eifert nicht, sondern sucht zu erklären und zu beweisen. So wissenschaftlich es auch im Grunde ist, so populär ist es doch in Form und Darstellung. Denn es möchte dazu helfen, daß wir wieder zu der frohen Erkenntnis hindurchdringen, daß der Glaube an Gott den Geist des Menschen nicht hemmt, sondern beflügelt, daß er als höchste geistige Kraft das gesamte Bildungsleben durchdringt und allen Gebieten eines höheren, geistigen Strebens eine göttliche Würde erteilt; es möchte ferner eine Einführung in das deutsche Geistesleben bieten, welche die universale Weite des christlichen Glaubens begreifen, aber auch die Notwendigkeit fortgehender Vertiefung und Glaubensübung im christlichen Sinne neben einer Pflege des nationalen deutschen Gedankens in idealistischer Orientierung erkennen läßt. Man kann wohl behaupten, daß das Ziel erreicht ist, zu zeigen: Christentum und Deutschtum gehören zusammen. Das Buch hat sehr interessante Partien; da es sich in eine ganze Reihe von Einzelproblemen auflöst, ohne doch den steten Zusammenhang des gesamten Gedankens, der Absicht und des Zieles aus dem Auge zu verlieren, so bringt und beantwortet es viele Fragen, welche uns Comenius-Leute doch sehr nahe angehen, und zwar in Verstand und Gemüt gleich befriedigender Weise. Ja, das muß auch bei anderen Gruppen der strebenden Teile unseres Volkes der Fall sein, denn das Buch hat in zwölf Jahren, wo es existiert, zwölf Auflagen erlebt und ist in 22 000 Exemplaren bereits verkauft worden. Das empfiehlt es schon von selbst; es vertieft durchaus, wie ich versichern kann, die Weltanschauung und stärkt und läutert den Charakter. Wolfstieg

Die Lebenskunst — eine Königliche Kunst — im Spiegel der Weltliteratur. Ein Buch für ernste Menschen von ERNST DIESTEL. Berlin: A. Unger 1917. 128 S. 8°. M 4.60, geb. M 5.60.

Mit Meister Rosegger sagt Diestel: Der Friede des Herzens sei unser aller Ziel. Diesen zu erlangen, ist höchste Lebenskunst. Das ist nicht aller bedeutender

Männer Anschauung gewesen, wie der Verfasser bei einem Gange durch die Weltliteratur nachweist, aber doch vieler. Es ist ein nicht gering zu veranschlagendes Verdienst, derartige Feststellungen über wichtige Lebensfragen zu machen. Es wirkt doch eigenartig zu sehen, wie bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten von Homer bis auf G. Hauptmann die führenden Geister über die letzten Ziele der Lebensführung gedacht haben, und solche Zusammenstellungen regen unter allen Umständen das Nachdenken stark an. Dazu ist der unter Diestels Leitung und Erläuterung angetretene Gang sehr geeignet. Verf. verweilt mit Liebe und viel Verständnis bei den einzelnen Schriftstellern und erörtert im Anschluß daran noch einzelne Fragen, wie den Freitod, den Märtyrertod, einzelne Stimmungen, wie die Naturfreude, Humor, Beseelung des Unbeseelten (Natur), um schließlich einzelne Handlungen um des feinen Takts willen, den Takt des feinfühligen Herzens beim Wohltun zu besprechen. Man kann wohl sagen, daß dieses Buch sehr anzuregen vermag; es darf wohl dringend empfohlen werden, zumal es sich leicht und angenehm liest.
Wolfstieg

FASSBINDER, NIKOLAUS; Pädagogik. Das Glück des Kindes. Erziehungslehre für Mütter und solche, die es werden wollen. Freiburg i. Br. 1918, Herdersche Verlagshandlung. XII u. 242 S. M 3,20; kart. M 4.—.

Die Vorzüge des Werkes, welches in 43 Abschnitten über die körperliche und sittliche Erziehung des Kindes handelt und besonders sein Seelenleben in einer einfachen und leicht verständlichen, dabei zum Herzen sprechenden Weise unter Benutzung der neuesten Ergebnisse der psychologischen Forschung schildert, werden ihm, wenigstens in katholischen Familien und Schulen, allgemeine Beachtung sichern. Dagegen dürfte es wegen des streng ultramontanen Standpunktes des Verfassers, der seine Lehren durchweg in Beziehung zu den Auffassungen der katholischen Kirche setzt, für evangelische Schulen weniger geeignet sein. — Als Glanzpunkte der Arbeit wird man die Ausführungen über die Phantasie, das Gedächtnis, die Sprache, die Bildung des Willens und die Erziehung des Kindes zum Gehorsam bezeichnen müssen. — Jedenfalls füllt das Buch eine bisher schmerzlich bemerkte Lücke in der Literatur der praktischen Pädagogik aus.
Karl Loeschhorn-Hettstedt

HOLMBERG, TEODOR: Tidströmningar ock Minnen (Zeitströmungen und Erinnerungen). Upsala 1918.

Einen „Beitrag zur Beleuchtung der geistigen Lage und der gesellschaftlichen Entwicklung" seines schwedischen Vaterlandes während des letzten Halbjahrhunderts und besonders während der letzten vierzig Jahre bietet der Verfasser, der langjährige Leiter der Volkshochschule zu Tärna, in diesem inhaltreichen Buche, dessen Erscheinen mit dem fünfzigjährigen Bestehen der schwedischen Volkshochschulen zusammenfällt. Diesen eigenartigen Bildungs- und Erziehungsanstalten des schwedischen Bauernstandes, der eine so bedeutende Stellung im Staatsleben einnimmt, ist denn auch der größere Teil des Buches gewidmet, und diese Abschnitte haben gerade jetzt für uns besonderen Wert, da man nun auch im neuen deutschen „Freistaat" ernstlich daran denkt, ähnliche Anstalten zur Erziehung von tüchtigen Staatsbürgern zu errichten, wie sie zuerst Dänemark 1844 auf Anregung des Bischofs Grundtvig, dann Norwegen 11864, Schweden 1868, endlich Finnland 1888 geschaffen haben, mit dem besonders in Dänemark sichtbaren Erfolge einer gleichmäßigen Hebung des Bildungsstandes und

einer damit Hand in Hand gehenden Annäherung der verschiedenen Gesellschaftsschichten. — Der Verfasser, der sogleich nach beendetem Studium als Lehrer an die Volkshochschule zu Vitar bei Lund und bald darauf (im Jahre 1876) als Leiter an die neue Hochschule zu Tärna in Westmanland berufen ward, berichtet in seinem Buche über die Eindrücke, die er beim Besuche dänischer Hochschulen empfangen hat, und findet, daß sie vollkommen dem Leitbilde entsprechen, das dem hochgemuten Schöpfer vorgeschwebt hat: es sind Pflanzstätten vaterländischer Bildung auf Grundlage dänischer Geschichte und dänischer Sprache, zugleich der „Erweckung" der Seelen dienend und sie erfüllend mit wahrhaft frommem Geiste, ohne sie dabei ihrem irdischen Berufe zu entfremden. „Fröhliches Christentum" nannte es Grundtvig, was er seinem Volke geben wollte und gegeben hat. Und Holmberg fragt mit Recht (S. 200): „Wo findet man wohl in Europa eine ländliche Bevölkerung, die die dänische übertrifft in der Fähigkeit, wirtschaftliches Verständnis und berufliche Tüchtigkeit mit hohem Lebensglauben und offenem Sinne für die Bedürfnisse des geistigen Lebens zu verbinden? Das aber ist eine Frucht vor allem der Wirksamkeit der Hochschulen und stammt nicht von landwirtschaftlichen und praktischen Schulen" (deren Bedeutung er im übrigen nicht verkennt). — Auch die schwedischen Volkshochschulen, die aus demselben Bestreben hervorgegangen sind: dem Bauernstande nach der Verleihung vermehrter Rechte im Jahre 1865 eine höhere staatsbürgerliche Bildung zu geben (der Bauernstand machte damals 70 v. H. der Bevölkerung aus, jetzt 50 v. H.), auch diese jetzt auf 50 vermehrten Anstalten erfüllen ihren Zweck und erfreuen sich derselben Beliebtheit wie die dänischen. Die von Holmberg und dessen gleichstrebender Gattin Cecilia Bååth-Holmberg 36 Jahre hindurch geleitete Anstalt zu Tärna hat sich aus dem bescheidensten Anfange zu einer der bedeutendsten Volkshochschulen für Männer und Frauen mit „Landmännerschule" und „Hausmütterschule" entwickelt, und es ist von ihr Licht ausgegangen auch in entfernte Landstriche. Der Wert der nordischen Volkshochschulen liegt ja darin, daß sie Mittelpunkte geistigen Lebens sind, zu denen auch nach dem Abgange von der Lernzeit die ehemaligen Zöglinge immer wieder kommen zur Teilnahme an den Jahresfesten. — Zur Kennzeichnung dieser stark besuchten Feste sei hier eingeschaltet, was Holmberg S. 372 schreibt: „Wer eine aufgeweckte und gesittete Landjugend und Landbevölkerung überhaupt sehen will, kann das mit Vorteil bei solchen Festen. Und wer mächtigen einstimmigen Volksgesang hören will, hat bei solchen Festen Gelegenheit." Und weiter erzählt er (S. 374), wie er, nachdem der Festschwarm sich verlaufen hat, eine Runde durch den Garten zu machen pflegt und dabei stets mit Freude feststellen kann, wie ordentlich sich die Festteilnehmer aufgeführt haben: keine zerbrochenen Bierflaschen, keine verstreuten Papierfetzen. „Es waren Kulturmenschen, keine Barbaren, die den Festplatz bevölkert hatten." Und wie sieht's bei uns nach solchen „festlichen Gelagen" aus? Werden wir nicht endlich mit unseren Trinkgewohnheiten brechen, die vielleicht das meiste dazu beigetragen haben, daß unser Ansehen im Auslande so gänzlich geschwunden ist? Die nordischen Länder sind heute die nüchternsten Länder Europas geworden, und dazu haben nach Holmbergs und aller anderen Kenner der Volkshochschulen gerade diese ihr Teil beigetragen. Auch Dänemark hat sich in bezug auf das Trinken dank der Arbeit der Volkshochschulen wesentlich gebessert, wie ein gründlicher Kenner des dänischen Bauernlebens, Pastor Feilberg, in seinen lesenswerten Schilderungen (Dansk Bondelio, 2. Aufl., 1898) dartut. — Beide Ehegatten Holmberg sind schon während ihrer Hochschultätigkeit schriftstellerisch tätig gewesen und sind es jetzt im „Ruhestande" zu Stockholm in erhöhtem Maße. Holmbergs Gedanke, auch die Kaserne zu einer Volkshochschule zu gestalten, ist zwar in den Anfängen stecken geblieben, da die Wehrpflicht in Schweden zu kurz ist (8 Monate), um neben der dienstlichen Ausbildung auch noch für die geistige Förderung Ersprießliches tun

zu können. Aber der Gedanke der „Feldhochschule" trat einige Jahre später wieder in anderer Gestalt auf im „Gustav-Adolfs-Bunde für Schwedens junge Kriegsmänner". Ein noch weiteres Ziel hat sich ein anderes Unternehmen des unermüdlich tätigen Ehepaares gesteckt: den „schwedischen Reichsbund für sittliche Kultur", der sich die Aufgabe gesetzt hat, „mit allen zu Gebote stehenden geeigneten Mitteln die sittliche Entartung zu bekämpfen, die in verschiedener Gestalt hervorbricht in gewissen Richtungen des Schriftentums, in der Presse und im Bilde". Frau Holmberg ist dann weiter die Urheberin von Entwürfen für Unterhaltungsabende („veredelnde Volksvergnügen"), die in Schweden viel Anklang gefunden haben.

Während des Krieges sind beide Ehegatten in den Zeitungen kräftig für Deutschland eingetreten, das ihnen kein fremdes Land ist, und dem sie manche Anregung verdanken. Umgekehrt können auch wir viel von dem stammverwandten Volke lernen wie von den andern skandinavischen Ländern, von deren eigenster Schöpfung Frau Holmberg schon vor 20 Jahren schrieb, als der Gedanke der ländlichen Volkshochschule zum ersten Male in Deutschland erörtert ward (Verdandi 1899, IV): „Könnte die schwedische Volkshochschule in gewisser Weise der zukünftigen deutschen Volkshochschule als Vorbild dienen, so würde das gewiß viele freuen, da es eine Abzahlung ist für die zahlreichen und großen Kulturgewinne, die wir von Luthers, Goethes und Wagners Vaterland empfangen haben."

Im Grunde ist ja der Gedanke einer Erneuerung des Volkes auf der Grundlage einer völkischen Bildung ebenfalls deutschen Ursprungs. Johann Gottlieb Fichte war es nur nicht vergönnt, ihn zu verwirklichen, wie es dem durch Fichte angeregten geistesverwandten dänischen Bischof Grundtvig gelungen ist. Nun kommt der Gedanke von Norden her zu uns zurück, um auch in deutschen Landen Gestalt anzunehmen. Hoffen wir: mit demselben Erfolge! G. Hamdorff-Görlitz

Mystisch-religiöse Strömungen unter den Juden in Polen im 16.—18. Jahrhundert. Von Dr. S. A. HORODEZKY. Leipzig: Engel 1914. 80 S. 8⁰.

Ich bin von dem Verlage gebeten worden, diese Schrift hier anzuzeigen, und will gerne auf sie hinweisen, obgleich ich gar nicht in der Lage bin, mich sachlich über sie zu äußern. Ihr Inhalt liegt noch allenfalls am Rande des von unserem Zirkel beschriebenen Kreises. Er ist nicht uninteressant; denn er beschäftigt sich mit jener starken mystischen Bewegung, welcher ja auch Comenius zum Teil huldigte, weil die Menschen der damaligen Zeit, welcher Religion sie auch angehörten, nur allzusehr vom toten Buchstaben in Glaubenssachen geknechtet wurden. Den Juden wurde dabei die Kabbala zum Stecken und Stab und ihre Hoffnung auf den Messias zum Troste im Leid. Das Jahr 1648 sollte die Erlösung bringen und brachte die — Kosaken der Ukraine. Aber der Chiliasmus jener Tage, dem ja auch Comenius mit Leib und Seele huldigte, hatte auch diese armen gedrückten Menschen wieder mit Mut und Zuversicht erfüllt. Dieses Volk scharte sich um seine Führer und die hoch erhobene, zu Thora und Talmud in Gegensatz gebrachte, aus Italien eingeschleppte Kabbala. Darum enthält die Schrift neben massenhaftem biographischen Materiale auch sehr viel Stoff über Inhalt und Wirksamkeit dieses Buches unter den polnischen Juden, wenig aber oder gar nichts über die geheimen Gesellschaften und deren Organisation. Im 19. Jahrhundert verschwindet dann die mystische Bewegung unter den polnischen Juden mehr und mehr, jedenfalls brachte sie keine neuen religiösen Strömungen mehr hervor. Wolfstieg

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.

Börsenbuchdruckerei Denter & Nicolas, Berlin Mitte